anderen jenes nicht. Und erst, wenns an die Verteilung der einzelnen Rollen geht. Jede der Mitspielenden möchte auch gerne eine Rolle haben, wo sie durch ein feines Kostüm die Aufmerksamkeit auf sich zieht, und nicht bloß als untergeordnete, als Nebenperson aufzutreten hat.

Kommts nicht vor, daß eitle Persönchen aus diesem Grunde sich verletzt fühlen und gar vom Vereine zurücktreten!? Und das wollen dann noch gar Marienkinder sein.

Maria sprach: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte." Ihr wäre jedes Amt, jede Stelle, auch die letzte und unbedeutendste lieb und recht gewesen, wenn sie nur an einem Werke mitarbeiten durfte, das zu Gottes Ehre diente. So muß jeder gute Christ sprechen und denken, geschweige ein echtes Marienkind.

Die Selbstüberwindung in solchen Dingen nützt nicht bloß dem Bestande und der Wirksamkeit der Vereine, sondern sie bringt auch diejenigen ‚welche sich hier großmütig überwinden, auf dem Wege der Tugend mit Riesenschritten vorwärts, und das ist doch eigentlich auch das erste und letzte Ziel des Vereins.

Man erlebt in dieser Beziehung allerdings auch Dinge, die einen außerordentlich wohltuend berühren und von dem guten Geiste, der in einem Vereine herrscht, Kunde geben.

Ich hatte vor Jahren ein Weihnachtsstück geschrieben, in dem auch eine Sünderin mit ihrem Bekenntnis sich reumütig der Krippe des göttlichen Heilandes naht. Ich sagte nun einer Ordensschwester, die das Stück einübte, man könne diese Szene auch weglassen, da vielleicht niemand sich finden würde, der diese Rolle übernehmen wolle. Die Schwester meinte, wir wollen es einmal versuchen und später erzählte sie mir, die Mitglieder des Vereins hätten sich geradezu um die Rolle geschlagen.

Und bei einer Aufführung des Stückes in einer höheren Töchterschule sah ich zu meiner Freude eine der Mitwirkenden, die im ersten Akte die das ganze Stück tragende Führerrolle hatte, im vierten als die arme Sünderin auftreten und hier ebenso ausgezeichnet ihre Sache machen wie im ersten Akte. Ich wünschte, daß alle, die nächstens in den Vereinen mitspielen, sich an dieser Bescheidenheit ein Beispiel nähmen.

Ein Besuch beim Onkel.

3) Erzählung von Adolf Kolping.

Als ich Sonntags bereits gegen 7 Uhr morgens aus der Stadt zurückkehrte — ich hatte vorsorglich so früh die heilige Messe gehört, da ich nicht wußte, was noch kommen könne, — begegnete mir der Onkel unter der Haustür. Er hatte mich im Garten, dann auf meinem Zimmer gesucht und nicht gefunden. Als er meiner ansichtig wurde, fragte er nicht einmal, wo ich gewesen und zu welchem Zwecke ich so früh ausgegangen, sondern er nahm mich ohne weiteres beim Arm und zog mich in den Garten.

„Begleite mich, Fritz!" sagte er erregt und fast befehlend, „ich muß mit dir reden."

Ich ging natürlich mit ihm, neugierig, was er wohl so früh schon möge auf dem Herzen haben. Auf dem Wege sprach er kein Wort, obschon ich merkte, daß etwas Ungewöhnliches müsse vorgegangen sein. Er zitterte nämlich mehr als sonst. Erst als wir am äußersten Ende des Gartens zu dem sogenannten Pavillon, angelangt und wir uns dort beim bereitstehenden Frühstücke niedergesetzt hatten, hob der Onkel mit gedämpfter Stimme an: „Wie du gestern gesehen hast, Fritz, führt mein einziger Sohn Arthur, auf den ich in meinen alten Tagen mich zu stützen gedachte, ein wenig solides Leben, und statt die durch meine Sorge und Tätigkeit in Flor gebrachten Geschäfte zu seinem eigenen Vorteil in Flor zu erhalten, vernachlässigt er nicht allein seine Geschäfte, sondern bringt noch dazu mit lustigen Genossen bedeutende Summen durch. Diese Nacht ist er gar nicht nach Hause gekommen; aber Nachrichten habe ich noch gestern abend erhalten, daß er mit mehreren Genossen seiner gestrigen Lustfahrt nach H. Spät am Abend zurückgekehrt und sich mit ihnen in ein bekanntes Haus begeben, wo trotz allen Gesetzen nächtliche Spielpartieen stattfinden. Arthur ist jung, unerfahren und leichtsinnig, der sich von Anderen verführen und dann rupfen läßt. Diesem Treiben muß ein für allemal gesteuert werden. Ich will wenigstens nicht, daß bei meinen Lebzeiten das mühsam Erworbene mit vollen Händen soll auf die Gasse geworfen werden. Was meinst du, Fritz, was ich mit ihm anfangen soll?"

Ich hatte den Onkel bei der unerwarteten Anrede aufmerksam ins Auge gefaßt und merkte sofort, daß der arme Mann wahrscheinlich die ganze Nacht kein Auge zugetan, sondern sich in Kummer und Zorn verzehrt hatte. Bloß, matt, zitternd saß er da und sah düster vor sich nieder. Die Schlußfrage setzte mich nicht gerade in Verwunderung, aber kam mir unerwartet. Das war sicher, der Onkel, sonst so gescheit und in allen Geschäftsangelegenheiten daheim, hatte im Grunde mehr Sorge um sein Geld, als um seinen mißratenen Sohn, war aber jetzt ratlos in beider Hinsicht.

„Was Sie mit ihm anfangen sollen?" wiederholte ich zögernd die Frage. „Mir scheint, das ist nicht leicht gefunden."

„Die ganze Nacht habe ich mir vergeblich darüber den Kopf zerbrochen," seufzte der Onkel. „Bei dem Burschen will nichts verfangen. Da drinnen" — und er deutete nach dem Wohnhause — „hat er immer seine Fürsprecherinnen gefunden; doch das soll ein- für allemal aufhören!"

„In die Kirche, zum Gottesdienste wird Ihr Sohn also heute wohl schwerlich gehen," sagte ich nach einer Pause wie nebenher.

„In die Kirche, zum Gottesdienste? Wie so?" frug der Onkel bestremdet. O, ich meine, weil es Sonntag ist, und jeder ordentliche, katholische Christ doch wenigstens am Sonntage dem öffentlichen Gottesdienste beiwohnt."

„In der Tat, heute ist Sonntag; habe über dem Aerger mit dem Jungen und anderen ganz darauf vergessen," sagte der Onkel etwas verdrießlich. — „Aber was soll das auch helfen?" setzte er mürrisch hinzu.

„Ich meine bloß," rückte ich vorsichtig heraus, „wenn der junge Herr Vetter nach den Geboten Gottes und der Kirche nicht mehr fragt, werden wir beide vergeblich auf Mittel sinnen, die ihn auf einen besseren Weg bringen und, was noch mehr ist, darauf erhalten sollen."

Der Onkel sah mich überrascht, ganz verwundert an. Diese Wendung kam ihm unerwartet. Offenbar figurierten die Gebote Gottes und der Kirche nicht sonderlich in seiner Geschäftsrechnung, als daß er nämlich das siebente, du sollst nicht stehlen, nach Möglichkeit gegen andere Menschen anwandte und auch gegen sich selbst im groben Sinne aufrecht hielt.

„Mit solchen Mitteln kommen wir allerdings beim Arthur zu spät," versetzte der Onkel nach einer Pause. „Du hast aber Recht, Fritz, die Religion sollte der Mensch in Ehren halten. In diesem Punkte ist es wohl versehen worden in der Erziehung Arthurs. Ich halte die Zeit nicht, mich darum zu bekümmern. — Die dadrinnen fragen auch nichts darnach. — Sprechen wir nicht mehr davon!" — Er ließ das greise Haupt auf die Hand sinken und verharrte in schmerzlichem Schweigen.

„Ja, lieber Herr," und der Gefährte sah mich sehr ernst an, „so geht es, wenn man über dem Arbeiten, Schachern und Geldmachen das Beten und unseren Herrgott vergißt. Ohne Religion wird dem Menschen alles zum Fluch und Unsegen, er mag es anstellen, wie er will."

Endlich hob der Onkel das müde Haupt wieder auf und redete wie mit sich selber: „Nehme ich ihm das Geschäft ab, muß ich seine und meine Schande und laut meinen unseligen Leidenschaften. Mittel dazu wird er schon finden, da ich ihn doch nicht geradezu einsperren lassen kann. Lasse ich ihm das Geschäft, kann ich ihm die Hände doch auch nicht ganz binden. Vorstellungen fruchten nichts, sind schon viel zu viele an ihm verschwendet worden. Endlich lacht der Bube noch den eigenen Vater aus! Daß man das noch in seinen alten Tagen erleben muß!" Er ließ die erhobene Hand auf den Tisch fallen und schaute mich an. „Fritz, halte deine Kinder bei Zeiten in Ordnung, damit sie dich nicht noch vor der Zeit ins Grab bringen!" Ich versichere Sie, die Worte und der Ton, in dem sie gesprochen wurden, vergesse ich mein Leben lang nicht. Ich zuckte die Achsel und schaute seitwärts. Wo die Gottesfurcht nicht das erste und wichtigste Haussgesetz ist und zu tief in die Kinder gepflanzt wird, gibts im selbstverschuldeten Unglücke kein wirkliches Heilmittel. Ich wußte also auch nichts zu erwidern, konnte der Onkel selbst doch immer noch nicht die rechte Fährte finden.

Eine Weile hatten wir so beisammen gesessen, als die Frau meines Onkels in stattlichem Morgenkleide den Garten herabkam. Mit einem höflichen Morgengruß, der mir galt, trat sie in den halboffenen Pavillon.

„Ist Artur noch nicht auf seinem Zimmer?" frug der Onkel scharf und ärgerlich. Seine Frau stutzte einen Augenblick, mußte aber merken, daß ich schon ins häusliche Leid eingeweiht sei, verzog schnell das Gesicht und setzte dann wieder im Nu eine ganz andere Miene auf.

„Dalfing, wie kannst du dir eine solche Plage machen? Es ist ja im Grunde nicht der Rede wert. Artur hat Freunde gefunden und sich amüsiert. Nichts weiter!"

Sie sprach begütigend, ganz gnädig. Ob es ihr so ums Herz war, weiß ich nicht.

„Was?" rief der Onkel heftig aus, „Freunde gefunden! Schöne Freunde, die seinen Leichtsinn mißbrauchen und nur zum Besten haben! Sich amüsiert! Sieh' in's Kassabuch, wie viel solches verfluchte Amusement kostet! Ich sage dir nochmal, das Treiben dieses Burschen muß ein Ende haben!"

Er zitterte vor Aufregung am ganzen Leibe. Also war das erste Donnerwetter bereits in der Sonntags-Morgenfrühe da drinnen schon ausgebrochen; was hier losging, war nur der Nachhall davon. Die Frau Kommerzienrätin hätte auch wohl Lust gehabt, recht laut zu werden, ich sah es ihr an, indessen scheute sie mich doch, den unbequemen Zeugen.

„Dalfing, ich bitte dich, mäßige dich doch!" sagte sie fast bittend. „Du schadest deiner Gesundheit und machst durch deine Heftigkeit das Uebel nur ärger." Sie nahm einen Stuhl, setzte sich zu uns an den Tisch und tat sogar, als ob sie mich bedienen wolle. Auch fragte sie mich, wie es mir hier gefalle, ob ich mich amusiere, wurde überhaupt ganz liebenswürdig, so daß der Onkel selbst verwundert aufschaute und sogar allmählich aus seinem Aerger herausgeriet, bis er an der angeknüpften Unterhaltung teilnahm.

Güldene Brockensammlung.

Wenn in jung'n Studentenjahren — Frohe Lieder sind erklungen — Ward als Glücklichster gepriesen — Eberhard, der mit dem Barte — Weil die Untertanen alle — Ihm so viele Lieb' erwiesen — Doch ich möcht' als armer Rektor — Mit dem Eberhard nicht tauschen — Hör' ich so viele goldne Bröckchen — Reich im Sonntagsblättchen rauschen — Selten wird aus Dorf und Städtchen — Mir einmal ein Wort geschrieben — Daß man mit mir sei zufrieden — Und die Leut' das Blättchen lieben — Aber weh! will's etwas bringen — Was der Minna nicht behaget — Dann wird gleich in langem Briefe — Gründlich sich darob beklagt — Welch ein Trost, daß aus den Bröckchen — Andre Tön' entgegenklingen — Gerad, weil sie durch viele Jahre — Unser Blättchen gerne lesen — Sind sie ihm mit all den Gaben — Immer noch so gut gewesen — Seh' ich drum in jedem Blättchen — Immer stehen neue Gaben — Die aus Dörfchen, Weilern, Städtchen — Leser uns gespendet haben — Will mir stets da tief im Busen — Durch die vielen Jahreswochen — Froh das Herz, dem gab'n die Musen — Vers' und Reime, mutig pochen — Darum all, die's Blättchen lesen — Bleibt dem güld'nen Sammelbogen — Wie ihr es bisher gewesen — Weiter auch in Lieb gewogen!

Kloster Marienberg, Neuß, Glockhammer

Ungenannt von Neuß 20 Mark für die Brockensammlung. — Ungenannt i Mark für die Brockensammlung. — Von Nork 21 Mark für ein Heidenkind Franz. — 63 Mark für drei Heidenkinder Peter Joseph, Maria und Severinus. — 105 Mark für fünf Heidenkinder Hubert, Josef, Katharina, Sibilla und Gertrud. — 21 Mark für ein Heidenkind Maria. — 21 Mark für ein Heidenkind Antonius.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Nr. 48. Sonntag, 28. November. 1920

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 28. Nov.: **Erster Adventssonntag.**
Montag, den 29. November: Saturinus.
Dienstag, den 30. November: Andreas.
Mittwoch, den 1. Dezember: Eligius.
Donnerstag, den 2. Dezember: Bibiana.
Freitag, den 3. Dezember: Franz X.
Samstag, den 4. Dezember: Barbara.

Sonntagslesung.

Eine Sprache, welche reich an frommen und tugendlichen Sprüchen ist, hat für die Selbstbeurteilung viel Gefährliches Die Sprüche sind in aller Mund, und die Leute meinen, indem sie dieselben freigebig aussprechen. sie halten es mit Frömmigkeit und Tugend. Allein die Sprüche sind hohl: das Herz ist leer, und die geläufigen Redensarten sind eine leichte Abfindung für Glaubensernst und sittlicher Treue. Wie manch einer sagt dem Leidenden, dem Kranken, dem Wankenden, dem Gefallenen, dem Sterbenden wohlgemut seine Sprüche! Aber es sind oft eitel Sprüche. Kommt er in die Lage, wo er selbst sich an ihnen aufrichten sollte, so findet er keinen Trost in ihnen, denn die gelernten und geläufigen frommen Worte sind nie in die Seele gedrungen und zeigen sich als kraftloser Schall.

Exerzitienbetrachtungen.

XXXXIV.

Von der hl. Kommunion.

VI.

Die Kirche macht sich das Wort zu eigen aus dem römischen Katechismus: „Lebe so, daß du täglich die hl. Kommunion empfangen kannst." Nach dem hl. Thomas sind dabei die Furcht und die Liebe im Wettstreit. Aus der Liebe entsteht das Verlangen, zu kommunizieren, aus der Furcht aber die demütige Scheu. Beide, Liebe und Furcht, haben ihre Berechtigung. Der Hauptmann im Evangelium ehrte, wie der hl. Augustinus sagt, den Heiland, indem er es ablehnte, daß Jesus eintrete in sein Haus, Zachäus dadurch, daß er Jesum in sein Haus aufnahm. Doch im Allgemeinen verdient die Liebe den Vorzug, weshalb man die Forderungen bezüglich der Vorbereitung nicht zu hoch schrauben darf. Durch den Empfang der hl. Kommunion sollen ja nicht wir Christus heiligen, sondern von ihm geheiligt werden.

Wie sehr man nun auch die öftere hl. Kommunion empfehlen mag, den Einwendungen gegen dieselben gibt es viele. Sie werden zunächst von wirklich frommen Christen erhoben. Bei ihnen wiegt die oben vom hl. Thomas genannte Furcht vor: „Ich fühle mich nicht würdig, ich habe so wenig Andacht, ich sehe so wenig Frucht, ich komme doch immer mit den nämlichen Sünden wieder, ich bin bedrängt von so vielen Versuchungen, zur Zerstreuung, zur Ungeduld, zum Neide, zur Unlauterkeit, zum Unglauben, ja zur Gotteslästerung und das gerade bei der Kommunion. Wie soll ich da öfter die hl. Kommunion empfangen können." Was ist darauf zu sagen?

1. Auf die fühlbare Andacht kommt es nicht an, sondern auf die Mühe und Sorgfalt, die du dir gibst, Andacht zu erwecken.

2. Daß du immer mit den nämlichen Fehlern und Schwachheiten kommst, ist begreiflich, denn dein Temperament kannst du zwar verbessern, aber nicht vollständig ändern, und in deinem Temperamente liegt der Grund deiner Vorzüge, aber auch deiner Fehler. Auch deine Umgebung, dein Beruf bleiben die nämlichen und die lehren überall Kanten hervor, an denen deine Selbstliebe sich ritzen und verwunden kann. Vollkommenheit verlangt der Herr noch nicht einmal von den Klosterleuten, sondern nur das Streben nach ihr und wenn du das tatkräftige Verlangen hast, besser und frömmer zu werden und die dir angegebenen Mittel des Gebetes und der Selbstverleugnung zu benutzen bereit bist, ist Gott mit dir zufrieden.

3. Du meinst, du hättest von dem öfteren Empfange wenig Frucht. Aber sage mir einmal, ob das nicht schon eine sehr schöne Frucht der hl. Kommunion ist, daß du viel mehr merkst, daß du wenig Früchte bringst. Deine Selbsterkenntnis ist also gewachsen und das ist allein schon ein Zeichen, daß dein Seelenleben Fortschritte gemacht hat.

4. Die Versuchungen hindern nur die Vollkommenheit, wenn man ihnen nicht widersteht und daß du gerade diese Versuchungen zwischen Beichte und Kommunion hast, dünkt mir ein Zeichen großer Liebe zu Gott zu sein, denn gerade die Bangigkeit, in diesen hl. Augenblicken Gott durch einen solchen Gedanken zu beleidigen, ruft diese Gedanken herauf. „Gegensätze berühren sich," sagt ein alter Spruch, und was du am wenigsten willst, dazu fühlst du dich dann gerade am lebhaftesten hingezogen. Es ist das auch so ein Stück geistiger Nervosität.

Einwendungen werden aber auch hergenommen aus dem Leben derer, die tatsächlich häufig, wöchentlich, ja mehrmals in der Woche gehen. Sind sie wirklich, sagt man, besser als andere Menschen? „Da haben wir z. B.", so redet man, „ein Dienstmädchen, die gehört zu den Frommen, aber wie nachlässig und unordentlich ist sie in der Arbeit, ohne jede Ueberlegung und dabei so empfindlich, launisch und verdrießlich, daß kaum mit ihr umzugehen ist. Was hat nun, sagt man, bei der die öftere Kommunion für einen Sinn?" Wenn das betreffende Mädchen sich nicht bestrebt, diese Fehler abzulegen, besonders die Launenhaftigkeit und Verdrießlichkeit, dann würde ich auch in diesem Falle Bedenken haben, ob dem betreffenden Mädchen die öftere Kommunion wirklich von Nutzen sei; was aber den Mangel an Ordnungsliebe betrifft, so urteile ich milder; denn Nachlässigkeit und Mangel an Ordnungsliebe sind Fehler der Erziehung, die wie alle anerzogenen Dinge oft so mit den Menschen verwachsen sind, daß sie schwer abgelegt werden. Uebrigens gibt es aber auch Hausfrauen, die meinen, wenn ein Mädchen nun nicht auch den ganzen Tag den Putzlappen und den Stäuber, den Besen und das Abreibetuch in der Hand habe und nicht jeden Tag jedes kleinste Porzellanfigürchen herunter nähme, um das lästige Patröchen von allen Stäubchen zu befreien, so wäre sie unordentlich.

„Und da wohnt eine bei uns", sagt man weiter, „so eine echte Kirchenläuferische, die man auch alle Wochen ein paar Mal in der Frühe an der Kommunionbank sieht, während die Kinder beim Aufstehen, Ankleiden, Kaffeetrinken sich selbst überlassen sind und allen Unfug treiben und dabei in dem Hause ein Durcheinander, kaputte Strümpfe, zerrissene Hosen und Hemden und Bettücher so schmutzig, als wenn Wasser und Seife die teuersten Gegenstände wären." Auch in dem Falle möchte ich meinen, die gute Frau und Mutter müßte sich etwas mehr bewußt bleiben, daß die Sorge fürs Haus auch Gottesdienst ist, und eine grobe Vernachlässigung in diesen Dingen durch eine öftere Kommunion nicht ausgeglichen wird.

„Und dann haben wir da noch eine", sagt man zuletzt noch

„deren Junge, auf der sie mehrmal in der Woche sich vom Priester die hl. Hostie legen läßt, ist so giftig, so lieblos im Urteil, so klatschsüchtig, so verleumderisch, daß man noch eine suchen muß, die ihr darin gleich kommt." Wenn das wahr ist, dann muß die Frau sich ganz entschieden vornehmen, sich darin zu bessern und zwar gründlich, sonst sind solche Kommunionen für sie ohne Wert und für die, die sie kennen, ein Aergernis.

Aber geben wir einmal zu, daß solche Fälle wirklich vorkommen, sie sind doch, Gott sei Dank, unter denjenigen, die häufig zur Kommunion gehen, nicht die Regel, sondern Ausnahmen. Und dann weiß man wohl, in der Beurteilung gerade solcher Personen, die häufig kommunizieren, ist die Welt nun gerade auch nicht liebevoll. Wenn sie sonst bei sich selber alles entschuldigt, hier wird die schärfste Brille aufgesetzt und mit einem Licht von hundert Kerzenstärken in die letzten Ecken des Lebens geleuchtet. Warum tadelt man an denen, die oft kommunizieren, den kleinsten Fehler, während man sich selber alles verzeiht? Man tadelt die Untergebenen, Vorgesetzten und Mitbewohner wegen ihrer Empfindlichkeit und denkt nicht, daß sie wegen unseres eigenen immer nörgelnden und unzufriedenen Wesens es gar nicht bei uns aushalten könnten, wenn sie nicht eben im Empfang der hl. Sakramente sich die Kraft holen, das Kreuz zu tragen, das wir ihnen auferlegen. Und dann, muß man denn wirklich ein Engel und vollkommen sein, wenn man oft kommuniziert? Nein, es genügt das Bestreben, es werden zu wollen.

Ich will aber eine andere Frage von denen, die sich gerne an denen, die häufig kommunizieren, reiben, beantwortet wissen. Sagt mir einmal, wo findet ihr denn durchgehends diejenigen, die in der Welt und in den Jugendjahren unschuldig bleiben, wo findet ihr die Frauen und Männer von sittlichem Halt und ernster Lebensanschauung, wo die größte Besorgnis, daß ihre Kinder nicht bloß Kinder der Welt, sondern auch Gotteskinder werden, wo findet ihr diejenigen, die sich geduldig in Gottes Schickungen fügen und bestrebt sind, die Leidenschaften und ungeordneten Neigungen zu bekämpfen? Unter denjenigen, die häufiger kommunizieren, oder bei denen, die notgedrungen einmal im Jahre gehen? Die Frage stellen heißt sie beantworten. Wenn wir darum in der Religion das beste Mittel besitzen, die Leidenschaften niederzuhalten, Gemüt und Charakter zu veredeln, dann ist unter all den einzelnen Mitteln, die die Religion bietet, die öftere hl. Kommunion sicher das beste und wirksamste.

Machen wir darum doch von diesem Mittel häufigen Gebrauch in der Jugend, im Alter, in gesunden und kranken Tagen; es wird dann endlich, so dürfen wir hoffen, unsere Wegzehrung werden bei dem Uebergange in die Ewigkeit, unser Trost im Tode, unsere Stärke im Todeskampfe, unsere Verteidigung im Gerichte, unsere Freude im Himmel.

Abend.

Abendrot hat ausgestreut — Wunderbare Rosenfülle — Fern verhallet das Geläut — Durch die friedenvolle Stille.

Tränengleich ein Sternlein blinkt — Nieder wallen dunkle Schatten — Auf die Welt ihr Bahrtuch sinkt — Nacht will stumm den Tag bestatten.

Auf zum Himmel blick ich lang — Und ich lausch' dem Glockenschlage — Glöcklein singt den Grabgesang — Dem erblich'nen schönen Tage.

Advent.

Sieh, mit offnen Glaubensarmen
Gehen wir entgegen dir;
O du König voll Erbarmen,
Tritt auch ein zu meiner Tür.
Nicht verschmäh' die schlichte Hütte
Meines Herzens, dir geweiht,
Und in seine Armut schütte
Du den Glanz der Ewigkeit.

Das neue Kirchenjahr hält seinen Einzug und mit ihm die alte frohe Botschaft von der Gnadenheimsuchung, die uns in der Menschwerdung des Sohnes Gottes zuteil geworden.

Es liegt ein geheimnisvoller Zauber auf dieser Adventszeit. Eine fromme Sehnsucht nach Besserung, ein stilles Trauern, um den durch die Sünde verlorenen Seelenfrieden, ein Verlangen nach Erlösung aus den Banden der Leidenschaft zieht mehr denn sonst durch das christliche Gemüt.

Möchte es bei uns nur nicht bei dieser Stimmung bleiben, nicht ein Kräuseln der Wellen sein in dem wechselvollen Strom unseres Gemütslebens, sondern ein die Tiefen aufrüttelnder Sturm, der reinigend das Herz durchfährt und in einer herzlichen Reue und aufrichtiger Beichte die Trümmer ans Ufer wirft, welche im Laufe des vergangenen Jahres die Sünde in unserer Seele zurückgelassen hat.

Diesen Wunsch hat auch die hl. Kirche. Drum kleidet sie ihre Altäre in das tiefdunkle Violett, in die Farbe der Trauer und der Buße, wünscht, so weit es möglich, daß beim Hochamt der Orgelklang verstumme, läßt in ihren Evangelien Johannes den Täufer, den großen Bußprediger auftreten und wendet unser Auge auf die Seelen in der Vorhölle, die in heiliger Sehnsucht nach dem Tag der Erlösung schmachten.

Haben darum auch wir ein wahres Verlangen nach einem gerechten, nach einem unschuldigen und reinen Leben.

Wie schön ist das Wort des Apostels: „Das ist die gnadenreiche Zeit, das sind die Tage des Heiles." Kein Schaden unserer Seele ist zu groß, keine Schuld zu schwer, die jetzt nicht noch könnte geheilt und vergeben werden, keine Bitte um Versöhnung ist zu unbescheiden, kein Hoffen auf Gottes Barmherzigkeit zu kühn.

Wenn der Tag kommt, wovon das heutige Evangelium spricht, „wo die Kräfte des Himmels erschüttert werden," der jüngste Tag, dann ist die Zeit, die als Gnadenfrist den Menschenkindern gegeben war, als kostbares Kapital, mit welchem sie ihr Heil wirken und Verzeihung ihrer Sünden erlangen konnten, unwiederbringlich vorbei; dann sind die Fäden göttlicher Huld und göttlichen Erbarmens, welche es uns möglich machen, aus dem Sündenelend uns emporzuarbeiten, zerschnitten, für immer zerschnitten.

Alles Klagen ist dann umsonst. Der Sünder mag jammern und flehen. Er mag die Hände ringen und unter einem Strom von Tränen um eine Stunde, eine einzige Stunde bitten, um sein Gewissen noch zu ordnen, es ist ewig zu spät.

Bedenken wir darum das Wort des hl. Petrus, das er in seinem Briefe schreibt: „Wie sehr geziemt es sich für euch, in heiligem Wandel und Gottseligkeit zu leben, zu harren und euch schnell zu bereiten auf die Ankunft des Tages des Herrn."

Tiefgebeugt zu dir ich wende
Reuig im Gebet die Hände:
Schenke mir ein selig Ende!
Wollest mich zur Rechten stellen,
Wo der Freude reine Quellen
Nicht den Bösen beigesellen.

Ein Notschrei.

Wer, der viel zu tun hat, hat sich nicht schon einmal beklagt, er habe so wenig Zeit. Wenn nun auch der alte Spruch seine Wahrheit hat, daß diejenigen, welche die wenigste Zeit hätten, am meisten täten, so kann es doch vorkommen, daß auch sie wünschten, man möchte ihnen doch, eben, weil sie wenig Zeit hätten, nicht durch zu viel Zeit rauben zu viel zu tun machen.

Nun gehört aber zu denjenigen, die wenig Zeit haben, offenbar alles, was Redakteur und Tagesschriftsteller heißt. In den Redaktionen großer Blätter steht denn auch oben vor der Türe, an die man auf der Treppe: „Aufgang zur Redaktion" gekommen ist, mit kräftigen Lettern geschrieben: „Redaktionsmitglieder nur in der und der Stunde zu sprechen."

Wenn man aber nur so ein Sonntagsblättchen zu schreiben hat, dann meinen die Leute, die überhaupt und im allgemeinen von Kopfarbeit wenig Begriff haben, man hätte nun rein gar nichts zu tun. Manche lesen die vier Seiten so herunter und wissen nicht, daß 8 Spalten Druck dreißig Seiten Geschriebenes ausmachen. Die fertig zu stellen, wenn man auf seinem Schreibtisch einen großen Kleistertopf, eine große Papierschere und einen dicken Blaustift liegen hätte, mit denen man nach Bedarf aus anderen Zeitungen zusammenschnitte, zusammenkleisterte, und rot oder blau anstriche, und dann diese Gartenschüssel dem Faktor übergäbe, damit er sie fein fourniere und formiere und dem werten Publikum als das Neueste offeriere, wäre ja nicht allzu schwer und forderte nicht allzu viel Zeit. Wem aber das Schreiben seines Blattes eine so liebe, ernste, ja heilige Sache ist, daß er ganz dafür lebt und sich schämen würde, seinen Lesern etwas zu bieten was er sich nicht selbst geistig erarbeitet habe, der hat wirklich wenig Zeit.

Und wenn er dann mit dem Schreiben so mitten im Zuge ist und er hört, daß die Elektrische vor der Türe hält und nun gar gleich die Hausschelle geht, dann läuft er wohl schon einmal ans Fenster, und, wenn er da eine von den ihm so bekannten Gestalten sieht, von denen er weiß, ach, das ist ein Besuch, den wirst du nicht in 10 Minuten, so lange nach dem guten Ton die Besuchszeit dauern soll, wo ihm dann Gelegenheit geboten wäre, mit der rückkehrenden Elektrischen auch zurückzufahren, los, — — sondern der wird nun 1¼ Stunden da Posto fassen und sitzen bleiben, denn morgens ist nur Stundenverkehr, dann kratzt man sich doch mitunter einmal verdrießlich, wo niemand es sieht, hinters Ohr, macht eine gute Meinung und vertraut sich den Wellen an.

Da klopfts schon, man ruft „herein", begrüßt mit Freundlichkeit den Gast mit einem „schönen guten Morgen" und: „Bitte gefl. Platz zu nehmen."

„Aber, Herr R., ich störe doch wohl nicht, ich sehe, Sie sind am schreiben."

„Seien Sie ohne Sorge, beschäftigt ist man ja immer, aber Sie stören durchaus nicht, also bitte, nehmen Sie Platz", antwortet man resigniert und ergibt sich in sein Schicksal.

Nun stelle man sich vor, der Mann, der so wenig Zeit hat, hat nun jemand vor sich sitzen, der viel, sehr viel Zeit hat. Wie ein Opferlamm sitzt man dann da in seinem Sessel und läßt den Wortschwall wie einen Mückenschwarm auf sich einstürmen: hier und da wirft man wohl einmal ein Wort dazwischen, was jedoch nur nötig ist, um nicht unfreundlich zu erscheinen. Dem Besuch fließen ja die Worte über die Lippen, wie die Wasser über das Mühlrädchen ohne Unterbrechung, ohne Stocken.

Nachdem man nun möglicher Weise eine Menge Dinge vernommen, die einen ernsten Mann, den die Torheiten der Welt nur insofern interessieren, als sie ihm ein Spiegelbild des Lebens geben, hört man endlich zu seiner Freude die Elektrische heranrollen. Die Erlösung naht, und indem man mit einem halbgemeinten: „Ihr lieber Besuch war mir sehr angenehm" das Bedauern zurückgewiesen: „Sie verzeihen, daß ich Ihre kostbare Zeit solange in Anspruch genommen habe, aber ich mußte mich einmal aussprechen", begleitet man seinen Besuch an die Türe und nimmt mit einem zaghaften „Auf Wiedersehen" und einem warmen Händedruck Abschied.

Ich weiß nun nicht, ob auf einen der genannten Besuche meine gedrückte Stimmung etwas abgefärbt hatte, genug, bei der nächsten Gelegenheit bringt mir derselbe dieser Tage in einem Zeitungspapier — ich meinte erst, es sei ein Bild — ein mächtiges Schild, auf dem mit großen schwarzen Lettern gedruckt steht: „Haben Sie sehr viel Zeit?" und darunter ebenso kräftig: „Ich nicht."

Ich hatte großen Spaß, lief, nachdem der Besuch sich entfernt, triumphierend in die Küche, um dort Auftrag zu geben, mir den Zettel direkt in meinem Studierzimmer an leicht bemerkbarer Stelle an die Wand zu schlagen. Doch da hatte ich nun doch die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die sonst so gehorsam sind, hier begehrten sie auf, widersetzten sich und erklärten energisch: „Das geschieht nicht, wir wollen doch unser ganzes Haus nicht blamieren. Was möchten wohl die Leute sagen? Wir würden ja wegen unserer Unhöflichkeit durch die ganze Stadt getragen."

Kleinlaut fügte ich mich, einsehend, ich sei furchtbar weltfremd geworden und der weiße Schnee auf meinem Haupte habe auch die zarten Blumenformen der Höflichkeit arg mitgenommen, ging in mein Zimmer, schrieb meine Erfahrung in diesem Artikel nieder und erwarte nun wieder mit stoischer Ruhe den nächsten langen, langen Besuch.

Ich bemerke übrigens, daß ich diesen Artikel nur zu schreiben wage, weil keine unserer Sonntagsblattleserinnen damit gemeint sein kann, denn die sind so auf dem Laufenden und so gut durch die Lektüre mit unserer Mühe und Arbeit vertraut, daß ihr lieber Besuch immer, was Zeit anlangt, von den feinsten Höflichkeitsformen getragen ist.

Machst du Besuch, so denke dabei
Die Zeit für jeden kostbar sei,
Beanspruch drum nur kurze Frist
Und sprich nicht, was nicht nötig ist,
Dann sieht man dich mit Freuden kommen
Und liebreich wirst du aufgenommen!

Und wiederum ein neues Grab.

November ist's, es geht der Tod durchs Land — Und bricht die letzten Blätter von den Zweigen — Und wen er hascht mit seiner harten Hand — Den reißt er mit in seinen grauen Reigen.

Und immer neue Grüfte gräbt der Tod — Ach, immer neue Tränen mußt du weinen — Bis daß auch dich bezwingt sein streng Gebot — Und du dein Kreuz hast bei den grauen Steinen.

Doch sei getrost, laß nur den Herbst herbei — Er wird nicht immer dir zum Leide bleiben — Dem toten Walde winkt ein neuer Mai — Und der wird wieder grüne Knospen treiben.

Sei nicht verzagt, wenn sie dein Liebstes auch — Dir einmal trauernd auf den Friedhof tragen — Vergänglich ist der Tod wie Nacht und Rauch — Die Ewigkeit gehört den Himmelstagen.

Die Hoffnung als christliche Tugend.

Wir alle zehren von der Hoffnung. „Wenn die Hoffnung nicht wär', so lebt' ich nicht mehr." Der Grund liegt darin, daß wir alle ein Verlangen nach Glück haben und ihm näher zu kommen, oder, wenn es in irgend einem Punkte in Trümmer gegangen, es wieder zu erlangen wünschen. Darauf geht eben die Hoffnung.

Ein Mensch, der die Hoffnung auf Glück aufgegeben, verfällt entweder dem Stumpfsinn oder der vollständigen Verzweiflung. Je nachdem nun der Mensch sich sein Glück denkt, gestaltet sich auch seine Hoffnung. Wer sein Glück in Reichtum und Ehre zu finden meint, der richtet auch seine Hoffnung darauf, sie zu erlangen.

Da von allen irdischen Gütern das Leben und die Gesundheit die größten und wichtigsten sind, so ist die Hoffnung auf das Gesundwerden, auf die Genesung beim Kranken und auf ein langes Leben bei allen Menschen die ausgeprägteste Wunschstimmung.

Weil nun aber die irdischen Dinge in sich nicht eine volle Befriedigung gewähren, dazu so schwankend, wechselnd und gebrechlich sind, darum finden wir in einer Zeit, wie der unsrigen, die sich von den himmlischen Gütern ab- und den irdischen Gütern zugewandt hat, so viel Mutlosigkeit, Verzagtheit, Düsternheit, Verzweiflung.

Das Ziel der christlichen Hoffnung ist Gott und die Seligkeit in ihm und durch ihn. Gott, der unendlich Große und unendlich Glückselige, will in einer wahren Lebensvereinigung mit uns der beseligende Gegenstand unserer Liebe und unserer Wonne sein.

Die christliche Hoffnung lehrt uns so die wahre Lebensweisheit, sie führt uns ein in die Wissenschaft der Heiligen. Die Hoffnung leuchtet dem Kinde beim ersten Eintritt in die Welt, wenn es nach der Taufe das brennende Licht empfängt und der Priester spricht: „Empfange dieses brennende Licht und bewahre deine Taufe ohne Tadel; halte die Gebote Gottes, auf daß du, wenn der Herr zur Hochzeit kommt, ihm entgegeneilen mögest mit allen Heiligen im himmlischen Hofe und ewiges Leben habest."

Die Hoffnung vergoldet mit ihren Strahlen den Grabstein und das Kreuz auf der Gruft, um die Zurückgebliebenen in ihrer Trauer zu trösten und auf das Morgenrot der ewig glückseligen Auferstehung hinzuweisen.

Die Hoffnung ist der helle, freundliche Stern, der jedem Menschen in der Morgenzeit seines Lebens aufgeht, beständig über ihm leuchtet und ihn durch alle Stürme des Lebens sicher seinem Ziele entgegenführt.

Die christliche Hoffnung ist aber nicht bloß ein freundliches Licht, sondern auch eine bewegende Kraft für das übernatürliche, christliche Leben. Alle Ziele und Zwecke des Menschen, und wie viele verfolgt er an einem einzigen Tage, müssen mit dem großen letzten Ziele der christlichen Hoffnung, nämlich der Erlangung der ewigen Seligkeit im Einklang stehen. Die christliche Hoffnung muß alles abweisen und ausschließen von ihrem Verlangen, was mit diesem großen Ziele in Widerspruch steht, d. i. die Sünde, muß alle erforderlichen Mittel anwenden, ihr Ziel zu erreichen.

Die Hoffnung spricht mit Franz Xaver: Was nützt es mir, wenn ich die ganze Welt gewinne, aber Schaden leide an meiner Seele, fragt bei allem Tun mit einem hl. Aloysius: „Was nützt mir das für die Ewigkeit?" ermuntert sich mit einem hl. Stanislaus Kostka: „Zu Größerem bin ich geboren."

So ist die christliche Hoffnung eine mächtige Triebfeder, die zu heldenmütigem Kampf um die Tugend antreibt, sie ist die Seele des christlichen Lebens und des Strebens nach christlicher Vollkommenheit.

Ein bedauerlicher Fehler im Vereinsleben.

Zu keiner Zeit ist in Welt und Kirche das Vereinsleben so entwickelt, wie in der unsrigen. Jeder fühlt, will er eine Sache gut oder schlecht durchsetzen, er muß sich mit anderen verbinden. So haben wir Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände, wir haben Jugend- und Männervereine, Vereine, die zusammen singen, musizieren, turnen, sparen, trinken, karten, reiten, schwimmen, wettlaufen, Vereine zur Vertretung ihrer Standesrechte, Vereine, sogenannte Trusts, um noch mehr Geld zu verdienen, Bankvereine, um durch Leihen von Darlehen an andere selbst noch viel reicher zu werden. Von all den Vereinen sehen wir ab, denken hier nur an die religiösen, an die Marien-, Kirchengesang-, Gebetsvereine etc.

Das Wort Verein erinnert schon daran, daß die Vereinsmitglieder alle unter einander eins sein sollen in der Gesinnung und in allem, was die Zwecke des Vereins sicherstellt und fördert. Was nun aus solchen Vereinen fern gehalten werden muß, sind Neid, Mißgunst, Eifersucht, Klatscherei, Ohrenbläserei etc. Ehrgeiz und Eitelkeit können auch hier sich einschleichen und dann in kirchlichen und religiösen Vereinen manchmal großes Uebel anrichten.

Es wäre zwar stark übertrieben, wollte man sagen, daß sich kein katholisches Unternehmen zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen, kein katholischer Verein, der zu diesem Zwecke gestiftet ist, finde, der nicht unter Eifersüchteleien der Mitglieder zu leiden hätte. Das aber wird man ohne Uebertreibung behaupten dürfen und demnach beklagen müssen, daß manche schöne, vielversprechende Blüten katholischen Eifers und Schaffensgeistes durch den eisigen Hauch verletzter Eigenliebe getötet wurden.

Dieser Vorwurf trifft nicht bloß das empfindlichere Frauengeschlecht, sondern auch das sonst kühlere, ruhigere, überlegende und weniger phantasievolle männliche. Titel und Ehrenpöstchen, wie sind sie manchmal gesucht, umworben und Gegenstand von Rivalitäten. Was gibt das oft eine tiefe Wunde, ein bitteres Grollen, wenn einer sich bei Verteilung der Aemter übergangen und nachgesetzt glaubt!

Es kommt jetzt die Zeit, in der die Kongregationen und Marienvereine sich rüsten, zu Weihnachten irgend ein religiöses Stück aufzuführen. Wie oft entsteht da gleich schon Streit, wenn es sich um die Wahl des Stückes handelt. Dem einen gefällt dieses, dem